

Eva Klingler arbeitete als Dozentin in der Erwachsenenbildung, als Journalistin und Bibliotheksleiterin. Seit vielen Jahren ist sie freiberuflich als Autorin tätig, ihre zahlreichen Veröffentlichungen reichen von Krimis über Romane und Satiren bis hin zu Sachbüchern. Eva Klingler lebt mit Mann, Katze und Hund in Karlsruhe.

EVA KLINGLER

# **BADISCHER TOTENTANZ**

*Kriminalroman*

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Ich bedanke mich bei meinen Ideenratgeberinnen  
Loralie Kuntner und Maike Nigora Barth  
sowie bei meiner ungarischen Freundin Edith Perczel.

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlagmotiv: shutterstock.com/Be Yourself Stock Photos  
Umschlaggestaltung: Franziska Emons-Hausen, nach einem  
Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer  
Umsetzung: Tobias Doetsch  
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln  
Lektorat: Hilla Czinczoll  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany 2018  
ISBN 978-3-7408-0295-0  
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Sie riskierte den Tod ihrer kleinen Tochter für ihre unstillbare Reiselust.  
Sie war eine kühle Ehefrau.  
Sie verstieß ihre einstige Lieblingsnichte.  
Sie war besessen von ihrer Figur.  
Sie ließ ihre verzweifelte Schwester eiskalt im Stich.  
Sie verachtete hässliche Menschen.  
Sie wünschte sich ein Irrenhaus zum Geburtstag.  
Sie musste immer und überall die Schönste sein.  
Sie flirtete, ohne ihre Versprechen einzuhalten.  
Sie ist tot.  
Sie hieß Sissi.

Seespinnen in den Haaren und Würmer in den Augen, so stellte sich Kaiserin Elisabeth von Österreich, allgemein bekannt als Sissi, den Tod vor, doch von alledem war nichts zu sehen, als der mörderische Stich sie am Genfer See unerwartet mitten ins Herz traf.

Es kann tödlich sein, auszusehen wie eine Prinzessin.  
Oder wie eine Kaiserin ...  
Dies sollte Sissi erfahren, als man sie herastrug aus dem Schlossgarten von Karlsruhe, an einem warmen Junitag des Jahres 2017.

## Der erste Puzzlestein

*E-Mail vom 10. April*

*Lieber Hagen,  
gib es ruhig zu, du sturer Bulle: Ich bin die schönste Frau,  
die du jemals geliebt hast.*

*Ja, du liest richtig. Swentja Tobler lässt sich dazu herab,  
dir eine E-Mail zu schreiben. Eigentlich hätte ich dich ja  
längst vergessen, doch du hast mir tatsächlich eine neue  
Erfahrung beschert: Dass mich (!) ein Mann verlässt,  
grenzt an ein Wunder.*

*Briefe kann man ungeöffnet zerreißen, E-Mails ungele-  
sen löschen oder gar nicht erst erhalten. Vielleicht hast du  
deine Adresse vorsorglich geändert, damit du nie wieder  
von jener Frau hörst, die vor deiner Nase Kriminalfälle  
gelöst hat, obwohl du es ihr streng verboten hattest.*

*Ja, ich bin es, Swentja Tobler, der untergegangene Stern  
der mittelbadischen Gesellschaft.*

*Doch keine Sorge. Ich bin immer noch schicker als die  
meisten da draußen und immer noch jemand, der lieber  
sterben würde, als einen C&A oder einen s.Oliver-Shop zu  
betreten. Nein danke! Dann lieber in einem gut geschnit-  
tenen Kartoffelsack herumlaufen.*

*Also: Wenn es dich wirklich nicht interessiert, wie es mir  
geht, so lösche doch die Mails, die ich dir von nun an ge-  
legentlich schicke! Ich schreibe dir natürlich nur, wenn mir  
mein gesellschaftliches Leben dafür Zeit lässt. Du bist noch  
interessiert? Also gut, unterhalten wir uns weiter.*

*Weißt du eigentlich, welches mein Lieblingsroman ist?  
Genau. »Vom Winde verweht«! Wie oft habe ich mir vor-  
gestellt, dass Rhett reuig zu Scarlett zurückkehrt, denn er  
kann keinesfalls ohne diese wunderbare, vitale Frau leben.  
Und du, Hagen? Willst du etwa mit irgendeiner Ingrid*

*oder Petra glücklich werden, die sich nachts aus einem  
Schiesser-Höschen schält? Dann erinnere dich an mich in  
La Perla!*

*Mails, die ich dir schreibe, könnten ein allerletztes hauch-  
dünnnes Band zwischen uns sein, dessen Ende ich noch lose  
in der Hand halte. Eine Ewigkeit würde ich an deiner  
Stelle allerdings nicht warten, um mir zu antworten. Tolle  
Frauen sind nicht lange auf dem freien Markt. Und tat-  
sächlich habe ich bereits einen neuen Freund. Sein Name  
ist Tom.*

*Der frisch verliebte Mann in meinem Leben passt mit-  
samt dem knappen Namen übrigens wunderbar zu seinem  
sportlichen Hobby, dem Boulespiel, bei dem ich ihm ab  
und zu zusehe. Beide sind in gewissem Sinne ruhig und  
sachlich, minimalistisch. Glück ist sowieso nicht an Dinge  
geknüpft, sagt Tom, sondern an Tugenden wie Pflichten-  
füllung, Treue und Bemühen.*

*Ich bin mir ja in dem Punkt nicht so ganz sicher, denn in  
diesem Falle wären du und ich nicht glücklich gewesen.  
Wir waren nämlich bedenkenlos, pflichtvergessen und un-  
treu. Wir haben nicht das hauchzarte, edle, hehre Glück  
genossen, es war stets ein lustvoller Kampf, manchmal  
einfach nur köstliche Sünde.*

*In der Hoffnung, dass nicht allzu viele Mörder in Mann-  
heim deinen Weg kreuzen mögen, wünsche ich dir alles  
Gute. Fahrraddiebstähle müssen auch aufgeklärt werden.  
Bis demnächst in diesem Computer  
Swentja!*

\*\*\*

Die Badener erlebten gerade einen strahlenden Frühling. Bald würden pralle heimische Erdbeeren und schlanke Spargel auf den Märkten auftauchen und die Straßenfeste beginnen und das Leben in Karlsruhe sich auf den glyziniengeschmückten Balkons mediterran anfühlen.

Ich wohnte inzwischen wieder in Sichtweite meiner alten Heimat Ettlingen, von der ich trotz dem unschönen Ende meiner Ehe und dem Ruin meines gesellschaftlichen Rufs offenbar nicht ganz lassen konnte.

Diesmal hatte es mich in den bildhübschen Ort Weingarten verschlagen, in dem ich in einem Haus mit nur drei Parteien eine komfortable Wohnung gefunden hatte, die fast an mein altes Leben als eine sorglos im warmen Wasser des Wohlstandes einerschwimmende Dame der Gesellschaft erinnerte.

Das moderne Apartmenthaus, verschachtelt gebaut, lag etwas erhöht an einem mit Wein bepflanzten Hang oberhalb dieser reizenden Kleinstadt, die wie ein einziges aufgeblättertes Bilderbuch wirkte. In der Mitte eine Kirche, daneben ein Nobelrestaurant, dazwischen plätscherte ein frisches Bächlein. Nette Geschäfte, in denen man Dinge, die man eigentlich nicht brauchte, kaufen konnte, gruppierten sich heiter um das idyllische badische Ensemble, das getrost mit Wohlstand zu überschreiben war. Kleine gewundene Straßen streckten sich wie Ärmchen aus und umarmten Platz und Fluss sowie Bänke, kleine Grünflächen und Blumenampeln.

»Sind Sie schon verheiratet, oder kann man noch hoffen?«

So hatte er mich damals angesprochen, als ich in Weingarten an eben jenem Fluss stand und so wie andere Schaulustige auch mehrere fette Nutrias beobachtete, die sich unbekümmert an dem Bachlauf tummelten. Eigentlich sehen die Viecher aus wie Ratten, aber weil sie Nutrias heißen, findet jeder sie putzig.

»Nun, es ist an sich nicht ganz üblich, eine Konversation so zu beginnen.«

»Hoffen also?«

Typisch Tom. Sein einsilbiger Name war Programm. Alles, was er tat, war kurz und prägnant. Ein großer Mann mit starken Knochen, sandfarbenem Haar, graublauen Augen und guten Zähnen.

Eigentlich hatte ich kein besonderes Interesse mehr an Männern. Einiges war gründlich schiefgegangen in letzter Zeit. Dass ich Hagen, meine stürmische, streitbare und absolut nicht stan-

desgemäße Liebe, ebenso verloren hatte wie die Sicherheit, die mir mein wohlhabender, aber indifferenter Ehemann geschenkt hatte, war nicht allein meine Schuld gewesen.

Gott sei Dank konnte man mir eines nicht nehmen, und das war mein guter Geschmack. So trug ich an jenem Nachmittag einen leichten Blouson von Lacoste zu schlichten Marc-Cain-Jeans und einem dunkelblauen kurzärmeligen Kaschmirpulli, den ich bei McDougals im schottischen Inverness hatte stricken lassen. Mein blondes Haar mit den kunstvoll hineingefärbten dunkleren Strähnen hatte ich zu einem Pferdeschwanz gebunden.

Tom, geschieden, hatte nicht lange gezögert, in mir seine Nummer zwei anzupeilen. Die Wahl einer Frau schien bei ihm wie ein Tagesordnungspunkt, und das hatte auch etwas angenehmes Sachliches: »Sie gefallen mir. Sie sind eine sehr schöne Frau. Und ein bisschen Köpfchen scheint auch noch dabei zu sein.«

Er wies auf die Nutrias, die eifrig schnüffelnd umherliefen. »Seltsam, dass man vor einer Ratte davonläuft und diese hier niedlich findet. Das Böse und das Ekelige schafft es auf unsere Handyfotos, wenn es nur schön verpackt ist.«

Er hatte also das Gleiche gedacht wie ich. Das erschien mir als ein gutes Zeichen. »Oder auf unseren Kragen. Hat man sie nicht früher zu Pelzen verarbeitet?«

»Hat man. Tote Tiere körpfernah. Hoffen also?«

Ich lachte: »Also gut. Ich bin nicht verheiratet und derzeit nicht gebunden, wenn Sie auf einer Antwort bestehen. Aber –«

»Das Wort ›aber‹ gibt es nicht in der Welt der Wissenschaft. Licht ist entweder an oder aus.«

Tom arbeitete als Physiker am KIT, Karlsruhes hochgelobtem Zusammenschluss von Hochschule und Forschungszentrum. Was er ganz genau da tat, wusste ich nicht. Lediglich, dass es mit der Entwicklung von feinmechanischen Werkzeugen zu tun hatte, die von einer Art künstlichem Gehirn gesteuert wurden, und diese Dinger konnten ohne jede menschliche Beteiligung selbstständig ein Uhrwerk oder einen Staubsauger zusammen-

schrauben. Seine Arbeit verrichtete Tom offenbar überwiegend allein oder im Zusammenspiel mit ebenso schweigsamen und ruhigen Kollegen. Sein bester Kumpel war jedenfalls ein Computer.

Knapp erläuterte er mir einige Zeit später, dass er sich Hoffnungen auf den Posten des Institutsleiters machen könne. Eine Einladung des Rektors zu einem privaten Grillfest sei für den Herbst angekündigt worden. »Ich bin sicher, du weißt jetzt schon, was eine Frau zu solch einem Anlass trägt. Persönlicher Eindruck ist immer wichtig und eine schöne Partnerin an der Seite des Prätendenten stets ein Vorsprung.«

Aha, wir waren also ein wenig ehrgeizig. Mir im Grunde recht. Männer, denen egal ist, ob was aus ihnen wird, hasste ich. Als Vorzeigeobjekt zu dienen machte mir ebenfalls nichts aus, denn ich war es gewöhnt. Eher machte mir Sorge, wie es sein würde, wenn meine äußerlichen Reize verblassten und nur noch die Persönlichkeit zählte. Reichte das?

Tom war jedenfalls ein ruhiger Typ, er schien ausgeglichen. Die Aura des Einzelgängers verfolgte ihn wie ein Schatten, und auch unsere erotische Beziehung war noch nicht weit gediehen. Taumelnde Leidenschaft würde man vermutlich in seinen Armen sowieso nicht erleben, aber berechenbare Sicherheit bot er allemal.

In seiner Freizeit grübelte er im Winter stumm über Schwachproblemen. Im Sommer spielte er Boule, und das immerhin im Verein.

»Boule habe ich mir ausgesucht, weil es anatomisch eine sehr exakte Sportart ist«, erläuterte er ernst. »Jede kleine Abweichung von der richtigen Handhaltung wird sich rächen. Leider kann man es nicht alleine spielen. Und nur mit Leuten, die zufällig dazukommen, macht es keinen Sinn. Sie entwickeln keine langfristige Strategie. Deshalb der Verein für einen eingefleischten Nicht-Vereinsmeier.«

Zu seinem Bouleverein am Rande des Karlsruher Stadtwaldes nahm er mich manchmal mit. Dann saß ich, sportlich gekleidet mit einer ganz einfachen Armani-Jeans und meinem

Lieblings-Ringel-T-Shirt der preiswerten Marke Opus (man will ja nicht gleich als Modezicke auffallen), auf einer Bank und betrachtete mit einiger Langweile, wie seine bodenständig wirkenden Vereinskollegen auf dem Platz die Köpfe zusammensteckten und endlos lange betrachteten, wie sich die ausgeworfenen silbernen Kugeln um ein farbiges Kügelchen gruppierten.

»Tom, schau mal von hier auf das Kugelbild. Wenn du auf die vordere kommst und die Sau geht mit, ist das ein Wurf für drei!«

Aha. Vereinschinesisch. Ich lächelte verbindlich, wie ich es gelernt hatte, doch wünschte ich mich weit weg, etwa vor meinen Kleiderschrank. Da gab es immer was zu tun, vor allem, seit ich mir vorgenommen hatte, meinen Grundbestand auf nur dreißig besonders edle Teile zu reduzieren. Mit meinen Kleidern konnte ich mich stundenlang beschäftigen.

Dennoch schienen die Leute auf dem Platz das Spiel sehr zu genießen. Alle waren konzentriert und liefen um den Haufen Kugeln am Boden herum, als tanzten sie um das Goldene Kalb.

Einer der Mitspieler, ein schwerer, freundlich wirkender Mann von etwa fünfzig, der unter seinen buschigen graublonden Augenbrauen schwitzte, setzte sich oft neben mich. »Willst du nicht mal mitmachen? Ich bin übrigens der Geert.« Er wischte sich mit einem nicht ganz sauberen Tuch über die Stirn. Seine kurzen dunkelblonden Haare, die sich leicht kräuselten, schimmerten feucht. Im Gegensatz zu Tom, der niemals nach irgendetwas roch, umgab ihn eine Aura gesunden Schweißes.

»Kann ich mal versuchen«, erwiderte ich widerstrebend. »Ich glaube, ich habe aus der Zeit, als meine Tochter klein war, noch ein paar bunte Kugeln. In der englischen Oberschicht, in der sie sich jetzt bewegt, wird sie sie kaum mehr brauchen. Da triumphieren die Golfschläger.«

Er verneinte vehement. »Nein, nein. Irgendwelche Kugeln funktionieren hier nicht. Es müssen schon vom Verband zugelassene Kugeln sein.«

»Und wo kriegt man die?«

Er wischte sich wieder mit dem Handtuch über die Stirn. »Am Schloss in Karlsruhe ist ein verrückter Laden namens ›Fantasia‹. Spezialgeschäft für ausgefallenes Zeug. Zwei absolute Kenner für Spiele aller Art betreiben ihn. Ich kenne die beiden ein bisschen. Tut nichts zur Sache, woher. Er, der Chef, war mal Meister im Motoball. Beneidenswert sportlicher Typ, Sportlehrer halt, aber in der Schule hielt es ihn nicht. Der brauchte seine eigenen Träume.«

Ich schwieg betroffen, wie immer, wenn von den Visionen anderer die Rede war.

Eigene Träume, außerhalb meines perfekten Zuhauses, meines Kleiderschranks und ein paar schicken Urlaube mit teuren Drinks an der Bar, hatte ich nie gelebt.

Der Mann fuhr fort: »Sie verkaufen Zaubereitensilien, ausgefallene Spiele, Jonglierbedarf, Bumerangs und eben auch Boulekugeln. Fast der einzige Laden dieser Art hier in der Umgebung. Ansonsten musst du nach Frankreich fahren. Etwa nach Lauterbourg.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nun, ich fahre zwar gerne zum Einkaufen nach Frankreich, aber nicht unbedingt, um eiserne Kugeln zu kaufen. Da bevorzuge ich Chanel N° 5.«

»Jeder das Ihre!«, grinste er gutmütig. »Doch ich bin Spielführer von unserem Verein und verantwortlich für den Nachwuchs, auch wenn dieser hübsche Nachwuchs hier seit ein paar Jahren den Kinderschuhen entwachsen ist. Irgendwann gehen wir mal zusammen in dieses Wundergeschäft und suchen dir passende Kugeln aus. Ich bekomme da zwanzig Prozent.«

Na und?, dachte ich. Ich konnte mir alles auch zu hundert Prozent leisten, und zweifelhafte Komplimente über mein Alter schätzte ich gar nicht.

»Dass so ein Lädchen noch geht, heutzutage!«

Er hob die Hand. »Oh, stell dir keinen verwunschenen Kramladen vor. Die beiden Besitzer, wunderbar gegensätzlich – einmal fürs Schauspiel geboren, einmal sachliche Buchhaltung –, haben sich da ein schickes Imperium aus Sachen, die man eigentlich nicht braucht, aufgebaut, und die Kundschaft

kommt von weit her. Wenn es Harry Potter gäbe, würde er dort und nirgends sonst einkaufen.«

Der Mann hatte immerhin Humor. Ich musterte ihn neugierig von der Seite. Bemerkte teure Turnschuhe von Nike und ein Lacoste-Shirt, das eine Spur zu eng war. Er hatte meinen Blick gesehen.

»Schick, nicht wahr? Ja, Boule ist die kleine französische Schwester von Golf! Was machst du beruflich?«, fragte er mich, bevor ich ihn fragen konnte.

Ich zuckte die Achseln. »Im Moment nichts. Ich verdiene mein Geld als Geschiedene.«

Er musterte mich schelmisch. »Wie heißt du? Tobler? Ach, du bist die Ex vom Steuer-Tobler?«

Kühl stand ich auf und strich meine Hose glatt. Eine vollkommen unnötige Geste, die aber meine perfekten Oberschenkel betonte. »Wenn man es so verkürzt sehen will, ja. Und du?«

»Ich bin Staatsanwalt am Landgericht.«

Das brachte mich zum Schweigen. Nicht vor Bewunderung. Vor Ratlosigkeit. Warum kreuzten sich meine Wege immer wieder mit Leuten, die mit Recht und Unrecht zu tun hatten?

»Geert Vermeer. Ich bin übrigens ein guter Freund von Tom. Man könnte sagen, wir vertrauen einander – fast – alles an. Er ist ja mehr der Typ Auster, aber ich rede gern. Bei meinem Job schramme ich manchmal hart am Disziplinarverfahren vorbei, wenn ich ihm was erzähle, aber gelegentlich brauche ich einfach Toms kühlen Verstand und den chaotischen Wirrkopf meiner Schwester.«

Er betrachtete mich: »Ich glaube, Tom ist mächtig stolz, dich erobert zu haben.«

Erobert!

Erstens war der spröde Tom nun wirklich kein Eroberer, und selbst wenn, wäre ich eine leichte Beute gewesen. Frauen wie ich lebten nicht gerne allein. Ich brauchte einfach jemand, der den männlichen Part in meinem Leben spielte. Ich konnte meinen Champagner selbst bezahlen, doch ich liebte es, wenn es jemand für mich tat.

Tom war mir gerade zur rechten Zeit zugelaufen. Er stellte etwas dar, er verdiente gut und bewohnte ein schönes Haus in Leopoldshafen in der Nähe des Rheins. Nur eine Frage der Zeit war es, bis wir zusammenziehen und vielleicht sogar heiraten würden. Es versprach eine ruhige Beziehung zu werden. Und wir würden vielleicht etwas haben, das ich noch mit keinem Mann hatte: ein gemeinsames Hobby. Von mir aus dieses komische Spiel mit den Kugeln.

»Irgendwann können wir vielleicht in diesen fabelhaften Laden gehen. Ich muss es mir aber noch überlegen. Das mit eurem Boule sieht nach einer ziemlich ernsthaften Sache aus.«

Geert streckte sich zufrieden. »Das ist es auch. Wie immer, wenn sich sieben Leute Verein nennen. Wenn es nicht strafbar wäre, gäbe es in den meisten deutschen Vereinen mehr Mordopfer als am Hauptbahnhof von Dortmund, dessen Umfeld angeblich der gefährlichste Ort Deutschlands ist.«

»Gehen wir?« Tom, der niemals schwitzte, vielleicht weil er sich niemals wirklich verausgabte, stand vor mir, und seine sehnsüchtige Gestalt spendete wenig Schatten. »Zwei Doubletten gewonnen. Das reicht erst mal.«

»Doublette heißt auf gut Deutsch: Zwei Fanatiker spielen gegen zwei andere«, übersetzte Geert grinsend für mich. Seine kleinen goldmetallfarbenen Locken, verschwitzt und unordentlich, hingen in die Stirn. »Wie werdet ihr zwei Turteltauben nur die Zeit überstehen, wenn Tom und ich im Juni vierzehn Tage auf dem Bouleturnier mit anschließendem Kursus bei unseren französischen Nachbarn weilen?«

»Ihr wollt vierzehn Tage in ein Boulecamp?« Das schien mir ganz unglaublich. Zwei Wochen Kugeln werfen, wer machte denn so was?

»*Why not?*«, gab Tom knapp zurück. »Es gilt, sich stets fortzuentwickeln. Unsere höchstpersönliche Evolution. Gehen wir, Swentja?«

Als wir zum Auto liefen, spürte ich Geerts Blicke in meinem Rücken. Und irgendwie war ich doch froh, dass ich meine Magie für Männer noch nicht ganz verloren hatte.

Ich dachte an seine letzten Worte, und fast hätte ich mich gefragt: Welche Turteltauben meint er?

\*\*\*

Wenn ich sagte, dass ich nicht arbeitete, so stimmte das nicht ganz.

In der Nähe des Staatstheaters in der Karlsruher Südstadt hatte im Januar ein neuer Secondhandladen eröffnet. Die Besitzerin, Yvonne Krause, war interessanterweise die ehemalige Geschichtslehrerin meiner Tochter, die ich bei einem Routinebesuch in dem Laden wiedererkannte. Wir boten uns gegenseitig das Du an und befreundeten uns überraschend schnell.

Frau Dr. Krause, im Grunde recht beliebt bei ihren Schülern, hatte ziemlich bald nach dem Referendariat ihren Job entnervt geschmissen, um ihrer eigentlichen Neigung, dem Schneidern, nachzugehen. Gelernt hatte sie diese Fertigkeit in Wochenendkursen bei einem gewissen Horst, der als junger Schneider zu uns ins Haus gekommen war, um Ballkleider abzuändern.

Mein Mann, der sich einen Beruf, in dem man mit einer Nadel im Mund vor einer Frau kniete, nicht einmal in seinen schlimmsten Alpträumen vorstellen konnte, warf damals einen misstrauischen Blick auf den gut aussehenden und sehr männlich wirkenden Horst, von dem wir später erfuhren, dass er Eckert hieß und schwul war.

»Der Kerl wirkt doch ganz normal. Man hat ihm gar nichts angesehen.« Mein Mann war ob dieser Tatsache fast beleidigt gewesen.

»Was soll man ihm denn ansehen? Er ist normal. Normal schwul eben!«, hatte ich damals gesagt.

Meine Lieblingsdesigner waren selbstverständlich Schwule. Doch tatsächlich gab es in unseren sogenannten Kreisen keine Horsts. Das heißt, es gab sie natürlich, aber sie versteckten sich geschickt hinter unglücklichen Ehen und Kindern, die im Internat erzogen wurden. Horst jedenfalls heiratete später den sensiblen, ein wenig nervösen Jos, einen schönen Mediziner aus

Luxemburg, gab seine Stelle als Gewandmeister am Badischen Staatstheater auf und zog weg.

Yvonne, inzwischen Schneidergesellin, bekam durch seine Protektion eine Teilzeitstelle am Theater. Sie wohnte jetzt allein in einer schönen Wohnung in der Kreuzstraße, umgeben von ihrer geliebten Sammlung historischer Teekannen und den zahllosen Biografien bedeutender Menschen der Geschichte, die ihr Hobby waren. »Es beruhigt mich einfach, wenn ich lese, was für ein mieses Leben etwa Liselotte von der Pfalz hatte!«, sagte sie einmal. Nachdem wir uns wiederbegegnet waren, hatten wir uns schnell angefreundet. Dann hatte ich begonnen, in ihrem Laden zu arbeiten.

Sie war ansonsten ein sehr ruhige, sehr ernste Person. Ich hatte sie noch niemals lachen sehen, seit ich sie kannte. Höchstens ironisch schmunzeln. Sie war blass, graublond, mit einem länglichen Kinn, und das Eigenartige war, dass ich ihr Gesicht immer wieder vergaß, bis ich es aufs Neue sah und dachte: Aha, das ist also Yvonne!

Yvonne interessierte sich für vieles und bewies eine bemerkenswerte Disziplin dabei, alle ihre Gedankenflüsse zusammenzuführen. Nur ihr Projekt der Secondhandboutique in der Südstadt, für die sie bereits eine Ausnahmegenehmigung zum Freitagabendverkauf besaß, konnte sie aus Zeitgründen nicht mehr regelmäßig betreuen.

»Swentja, übernimm du das doch für mich«, hatte sie vorgeschlagen. »Nur freitagabends. An den anderen Tagen kann ich zumindest stundenweise dort sein. Freitag ist der verkaufstärkste Abend der Woche, und du bist die Beste! Ich *muss* freitags im Theater sein. Da haben so viele Kollegen frei, und immer reißt irgendein Gewand und muss in der Pause schnell genäht werden.«

Da Mode bekanntlich zu meinen absoluten Steckenpferden gehört, hatte ich mich gern bereit erklärt, den Nachtdienst bis etwa zehn Uhr für Yvonne Krause zu übernehmen. Das war eine lustige Sache, die meiner Vorstellung von Arbeit ziemlich entgegenkam. Nette Frauen kamen noch spät herein, tranken

erstaunlich viel Sekt, knackten Nüsschen, plauderten, probierten bei Kerzenschein an, hörten Musik, gaben Details über ihr Liebesleben preis und ... kauften ein.

Übrigens waren es überwiegend mollige Frauen, was mir manchmal zu denken gab. Trauten sie sich tagsüber nicht in die angesagten Läden, in denen bei Größe vierzig Ende der Kleiderstange war? Ich wusste es nicht. In meiner früheren Welt, der Welt der schicken Frau Tobler, hatte es fast nur schlanke Damen gegeben – als hätten ihre Chefarzt- und Managerhemden sie maßgeschneidert in einem Konfektionsgeschäft eingekauft. Mit Umtauschrecht.

Um etwa halb elf abends schloss ich meistens müde und ganz zufrieden den Laden. Und an einem dieser Abende im April sah ich *sie* das erste Mal.

Es war schon dunkel, und ich lief gerade zu meinem Auto, das ich nahe der Schauburg in der unteren Marienstraße geparkt hatte. Bewusst hatte ich ein knallig rotes Gefährt gewählt, weil man es unter den vielen blauen und grauen Karossen leichter wiederfand. Außerdem passte es zu meiner geliebten Kelly Bag, einer Spezialanfertigung in einer Art Karmesinrot.

Da Auto und Tasche preislich nicht allzu weit auseinanderlagen, wusste man nicht, wer eigentlich wen farblich ergänzen sollte. Das nur am Rande.

Ich also lief zum Auto, da eilte auf der anderen Straßenseite parallel zu mir eine kostümierte Gestalt entlang, wie aus einem Traum. Ihre Erscheinung verwandelte die ganze Straße. Beinahe war das Wesen schon an der Baumeisterstraße angekommen und dann um eine Ecke verschwunden, als es auf seinem hohen Absatz ausglitt und stolperte. Ich überquerte die Straße und fragte, ob ich helfen könne.

Die Gestalt richtete sich auf, und ich sah sie nun aus der Nähe und von vorne. Und war verblüfft. Vielleicht hätten die meisten Leute zunächst an einen Scherz geglaubt oder einen Transvestiten vermutet, doch da es sich bei der Gestalt um eine meiner fünf historischen Lieblingsfiguren handelte, sah ich ziemlich schnell, spätestens, als sie sich aufrappelte, wen ich da vor mir hatte.

Sehr schmale Taille, bestimmt nicht mehr als sechzig Zentimeter. Ein weißes weites Kleid mit nachtblauem Samtmieder, ein kleines Stück über den Knöcheln endend, damit sie eilen konnte, wenn Eile geboten war, ein Kreuz als einziger Schmuck um den Hals, um die Schultern eine weiße Stola. Das Kleid hatte ich schon auf Abbildungen gesehen.

Das dichte braune Haar zu einem mächtigen Kranz gewunden, ein Samttäschchen in der einen Hand und ein Fächer in der anderen. Vor dem Gesicht ein kurzer weißer Schleier, durch den hindurch man undeutlich die schön angemalten Züge sah. Es waren die ungefähren Züge der Kaiserin Elisabeth von Österreich, allgemein Sissi genannt. Dichte Augenbrauen, ein schöner Mund, eine gerade Nase. Die Augen waren zu zwei ausdrucksvollen dunklen Monden geschminkt.

Unglaublich. Ich starrte die Erscheinung an, doch die beabsichtigte wohl, eine flüchtige zu sein, und klappte den Fächer vollständig vors Gesicht und vor ihre aufgerissenen Augen.

»Geht es wieder, haben Sie sich verletzt?«

»Nein, es ist alles gut. Danke, dass sie mir geholfen hat!«

Aha. Man spricht Österreichisch, und man spricht adlig. Und auch in dem angeblich für Sissi typischen leisen, heiseren Ton.

»Gerne. Ich arbeite in der Boutique ›Zweites Leben‹ in der Winterstraße/Ecke Marien. Besuchen Sie mich doch gerne einmal. Immer freitags ...«

»Um Himmels willen!« Ein verächtlicher Blick traf mich.  
»Vergelt's Gott!«

Dann strebte die Frau mit dem kraftvollen Schritt der bekanntermaßen athletischen Kaiserin davon, Richtung Theater. Ich starrte der Erscheinung nach. Vielleicht eine verspätete Schauspielerin, die sich beeilen musste, um rechtzeitig zur Vorstellung zu kommen. Aber jetzt noch? Ich durchforstete meine schwache Erinnerung an den diesjährigen Spielplan. »Antigone«. »My Fair Lady«. »Macbeth«. Nirgends eine Spur von Sissi.

Als ich sie immer kleiner werden sah im dunklen Straßensbild, bemerkte ich, dass ich offenbar nicht die Einzige war, die sich für die Person interessierte. Aus einem Türrahmen in

meiner Nähe trat ein Schatten und folgte ihr in einer Art merkwürdigem Zickzack. Zuerst dachte ich, es sei ein Hund, doch es war ein Mensch, und bevor ich genauer hinschauen konnte, waren beide Wesen verschwunden.

Verwirrt sah ich mich um. Niemand sonst schien die Szene beobachtet zu haben. Langsam lief ich auf meinen roten BMW zu, der mir vorkam, als habe er sich in das falsche Jahrhundert verirrt.

Die gottgleiche, wunderbar schöne, elegante Sissi, Kaiserin von Österreich, unterwegs in der Südstadt. Unfasslich. Andere hätten sie vielleicht gar nicht gleich erkannt, aber ich habe mich in langen einsam-reichen Anwaltsgattinnenstunden ausgiebig mit Lady Diana, Sissi, Marie Antoinette, Grace Kelly und ihren modernen Nachfahinnen beschäftigt, mit Kleidern, Frisuren und Stil.

Es war doch von mir im Wesentlichen das Gleiche erwartet worden wie von ihnen: immer schön zu sein! In etwa kannte ich Sissis Kleiderschrank, und vor allem vergaß ich niemals ihre geschnürte Wespentaille von unglaublichen sechsundvierzig Zentimetern und ihre grazile Figur bei etwa einem Meter zweiundsiebzig Körpergröße.

Ich war ihr vorhin recht nah gekommen. Zufrieden nickte ich. Auch das stimmte mit den Vorlieben der echten Sissi überein: Keine Parfümwolke, höchstens die Erinnerung an einen schwachen Duft von Haarwasser hatte sie an diesem ziemlich warmen Frühlingsabend umgeben.

Als ich langsam nach Hause fuhr und an die Frau zurückdachte, beschlich mich ein merkwürdiges Gefühl. Sie hatte bei aller Schönheit so seltsam ausgesehen. Wie ein Reh, das zum Fliehen bereit war. Nein, anders: Ihr kurzer Blick war so verstörend gewesen. Es hatte eine Welt voll Unsicherheit darin gelegen. Oder war es die stärkere Schwester der Unsicherheit gewesen, und ich hatte Angst in ihren Augen gesehen?

\*\*\*

Am anderen Tag, einem heiteren Apriltag mit Wolken am Himmel, die sich wie bei Theaterkulissen immer wieder gegeneinander verschoben, besuchte ich Tom in seinem großen, schönen und unglaublich gepflegten Zuhause nahe Karlsruhe.

Er hatte zum Abendessen einen griechischen Salat geplant und die Arbeitsanweisung ausgedruckt; mit einer Folie zugedeckt lagen alle Zutaten neben seinem Arbeitsplatz in kleinen Schüsselchen. Oliven, Zwiebeln, Schafskäse, Paprika, Mais und ein hart gekochtes Ei.

Ich lehnte mich gegen sein blau-weißes Küchenmöbel und beobachtete ihn, wie er Olivenöl abmaß.

»Tom, ich habe gestern Nacht Sissi gesehen!«

Tom hob die blassen Augenbrauen, die ebenso sandfarben wie sein Haar, seine Haut und wahrscheinlich auch sein Gemüt waren. Ich betrachtete ihn und dachte, dass er wie eine Figur aus »Downton Abbey« aussah. Dort konnte er glatt den Hausherrn spielen. Oder den Butler. Jedenfalls jemand Seriöses im Hintergrund.

»Wie bitte, Swentja?«

»Eine Person, die wie Sissi aussah. Bis ins Kleinste so hergerichtet. Du weißt, Sissi, die uns als Zuckerl immer an Weihnachten beschert wird.«

Er viertelte eine Tomate, so wie niemand, außer einer Maschine, eine Tomate vierteln konnte.

»Sissi? Du meinst also Romy Schneider.«

»Die auch. Aber eigentlich meine ich die echte Sissi.«

Tom hielt tadelnd inne in seinem Tun. »Also sprechen wir von der Kaiserin Elisabeth von Österreich? Da muss man natürlich unterscheiden.«

Ich betrachtete ihn nachdenklich. Sogar seine Fingernägel waren sandfarben. Ein reines biologisches Wunder.

»Ja, wie die!«

»Und wohin ging diese Figur, die du meinst gesehen zu haben?«

»Keine Ahnung.«

Zu Hause blätterte ich in dem Buch über gut angezogene Herrscherinnen, das ich mir irgendwann einmal gekauft hatte. Ich liebte solche Bücher über schöne Frauen der Vergangenheit und ihren Stil. Die frühen Königinnen Marie Antoinette und Elisabeth I. in ihren ausladenden Roben, die aussahen, als könnten in ihnen glatt noch zwei Leute wohnen, konnte man aber erst einmal überblättern.

Ja, da war sie. Die erste wirkliche Ikone der Neuzeit. Gerade, schlank, schön. Und in fast genau dem Märchengewand, in dem ich sie in der Südstadt gesehen hatte. Es handelte sich sogar um ein Krönungskleid, und das samtblaue Mieder stellte eine Reverenz an Ungarn dar. Unglaublich, dieses Prunkstück. Man brauchte einen guten trägerlosen BH und verdammt perfekte Schultern, um es zu tragen.

Und doch war da etwas gewesen, auf der Schulter der Gestalt, als die Stola verrutscht war. Etwas wie ein Fleck. Ich runzelte die Stirn. Musste ich bei Gelegenheit mal nachlesen, ob Sissi ein großes Muttermal hatte oder nicht.

Ach, diese reich gekleideten Damen in diesem herrlichen Buch! Ich blätterte mich genüsslich durch bis zu Kate. Miss Immerperfekt Kate. Wenn sie gerade mal nicht schwanger war. Und beschloss, mir morgen ein neues Sommerkleid zu kaufen, und zwar in Baden-Baden. Da, wo man ein Glas Champagner gereicht bekommt, wenn man anprobiert. Das brauchte ich jetzt.

Und anstatt eines gesunden griechischen Salates würde ich mir im Leo's, wo schon Bill Clinton gespeist hatte, eine sündhaft teure Hummersuppe gönnen, in der eine fette weiße Garnele herumschwamm.

\*\*\*

*Lieber Hagen,  
du siehst, ohne jeglichen Mord und Totschlag führe ich  
ein angenehmes Dasein. Es dreht sich in ruhigen Bah-  
nen um mich, meinen Kleiderschrank und den mir ver-  
bliebenen Rest gesellschaftlichen Lebens sowie um Tom*

*mitsamt seinem unaufgeregten Hobby. Angenehm heißt nicht ausgefüllt. Das zumindest habe ich in den letzten Jahren gelernt. Manchmal wünsche ich mir, es würde etwas passieren.*

*So wie seit Neuestem bei Marlies. Du Erinnerst dich noch an meinen Watson, meine biedere Freundin Marlies Rubenbauer? Sie hat einen ungeheuerlichen Plan geschmiedet. Ab nächster Woche werden ihre verwöhnten Kinder und ihr Mann selbst kochen, einkaufen und den Hund ausführen müssen, während sie als sogenannte Au-pair-Granny in Los Angeles bei einer Familie Kinder betreut. Wie findest du das? Nicht dass ich etwa für andere Leute arbeiten wollte, um Himmels willen, du kennst mich, ich habe meinen Stolz. Und schon gar nicht als Oma, ich sehe noch zu jung aus, was du ja leider nicht mehr siehst, aber noch mal ein neues, spannenderes Leben anfangen, das hätte schon was! Es muss ja nicht gleich ein Mord geschehen. Aber ein kniffliges kriminalistisches Rätsel würde mir gefallen. Ich war doch gut als Detektivin, oder? Und stets passend gekleidet.*

*Vielleicht ist Sissi, die nachts die Südstadt unsicher macht, ein solches Rätsel. Denn wohin ging sie, derart gekleidet? Weit konnte es nicht sein. So kann man nicht durch die halbe Stadt laufen. Ich finde es raus und schreib es dir.*

*Swentja*

\*\*\*

Am nächsten Tag holte ich Tom wieder vom Boulespielen ab. Sieben Leute bevölkerten den Platz. Geert saß auf einer Bank in der einfach zusammengenagelten Vereinshütte und stöhnte: »Bin fertig für heute!«

Ich setzte mich neben ihn und beobachtete Tom, wie er sich hinkniete, die Lippen spitzte, sie schürzte, das Ziel fixierte, ausholte und seine Kugel sich dann mit scharfer Präzision der kleinen roten Kugel näherte.

Geert trank einen Schluck Bier aus der Flasche. »Na, aus dem wird noch was. Ich kenne ihn noch, als er versucht hat, Fußball zu spielen. Hat nicht geklappt. Elf Leute im Team, das war für ihn zu viel. Der Mann kämpft lieber für sich. Aber ein verbissener Fighter, das ist er schon.«

Ja, dachte ich, das stimmt.

Geert stellte die Flasche ab. »Komm, Hübsche, wir zwei üben dahinten ein bisschen.« Er drückte mir eine der schweren Eisenkugeln in jede Hand, steuerte mich zum hinteren Teil des Platzes und warf eine fröhlich-bunte kleine Kugel auf den Kies. »Da liegt sie, die Sau. Und jetzt versuch mal, deine Kugel möglichst in die Nähe des Tierchens zu werfen.«

»Ein Kinderspiel!«, erklärte ich überheblich. Dass sich erwachsene Menschen mit so etwas abgaben. Mit Kugeln auf Kügelchen werfen.

Ich holte aus, schleuderte mehr, als dass ich warf. Meine Kugel rutschte aus der Hand, verschwand irgendwo im Kies und stieß dann an ein Mäuerchen.

»Das«, feixte Geert, »nennt man gestorben. Deine Kugel ist tot. Komm, probier noch mal.«

Zwanzig Mal warf ich. Neunzehn Mal lagen das Schwein und die Kugel meterweit auseinander. Das ärgerte mich. Ich probierte und probierte, kam mit jedem Wurf näher, und schließlich kuschelte meine Kugel nach etwa zwanzig Minuten mit dem bunten kleinen Bällchen.

»Na also!«

Geert klopfte mir mit einer großen, warmen Hand auf die Schulter. »Du bist beinahe ein Naturtalent. Demnächst besorgen wir dir eigene Kugeln, und dann wirst du endlich Vereinsmeierin.«

»Oh Gott, nein!«

»Und jetzt schau mal, was dein Tom da macht ...«

Tom holte aus und zielte schärfer und härter als sonst auf die gegnerische Kugel, die mit einem metallischen Klang davonspritzte, während seine liegen blieb. Während die anderen jubelten, blieb er kühl.

»Carreau. Vortrefflich. Das, was er da macht, nennt man Schießen, aber wir sind friedliche Schießler. Nicht dass du denkst, bei uns geht es kriminell zu. Noch hatten wir keinen Toten zu beklagen.«

Ich musterte ihn von der Seite. »Wieso sagst du das?«

»Nun, es eilt dir ein gewisser Ruf voraus, aber ich, der große, allmächtige und sehr sympathische Geert Vermeer, habe beschlossen, dass es in diesem Frühjahr keine mörderische Untat in Karlsruhe gibt. Dazu ist das Wetter zu sonnig und das Leben zu schön!«

Er lachte, streckte die Hand aus, und ich schlug ein.

Doch die Stimmung schlug um. Es war seltsam.

Als ich nach oben sah, hatte sich eine dunkelgraue Wolke vor die giftig gleißende Sonne geschoben, tauchte den Platz unvermittelt in einen kalten Schatten und färbte den Wald fast schwarz. Alles wirkte plötzlich schärfer und akzentuierter.

Ich betrachtete nun Tom, wie er siegte. Und wie er die nächste Kugel verschoss. Wie böse er wurde. Wie schnell das ging. Dass sich alles veränderte.

»Keine Untat!«, wiederholte ich leise.

»Keine Untat!«, lachte Geert.

Wir sollten uns beide täuschen.

## Der zweite Puzzlestein

Der April hatte sich verabschiedet, der schönste badische Monat, der Mai, war gekommen. Heute, am 5. Mai, lag bei schönem Wetter Vorfreude auf den Frühsommer über einer blühenden Stadt.

Es war wieder Freitagabend. Erneut hatte ich meinen Dienst im Laden versehen und ein paar Frauen mit Secondhandkleidchen versorgt, die sie sich bei Tageslicht wahrscheinlich nicht gekauft hätten. Vor allem nicht, wenn sie sich von hinten darin sahen.

Sorgfältig schloss ich ab, schlenderte wie immer in Richtung meines Autos, und als befänden wir uns in einer Zeitschleife, sah ich Sissi wieder. Diesmal kam sie aus der Luisenstraße, einer der typischen Südstadtstraßen mit Kneipen, dem halbwegs bürgerlichen Solo-Hotel, einigen türkischen Cafés und einem eher schmutzig wirkenden Supermarkt. Sie ging auf meiner Straßenseite ein Stück vor mir her, und wieder bewunderte ich ihren aufrechten und raschen Gang. Sissi war extrem sportlich gewesen, und offenbar tat es ihr diese Frau hier auch in diesem Punkt nach.

Ich lief schneller. Ich wollte wissen, wohin sie ging. Diesmal trug Sissi ein dunkles, durchgeknöpftes Samtkleid, ihr Reisekleid, wenn ich mich recht erinnere, das düster, ja melancholisch wirkte und nur durch den gefältelten weißen Kragen aufgehellt wurde. In ihrem zum Zopf geschlungenen Haar glänzte einer der Sterne, die ein Markenzeichen von ihr waren. Eigentlich war es Edelweiß. Um die Schultern trug sie wieder eine Stola; wahrscheinlich ihre bekannte Straußenfedernboa.

»Entschuldigen Sie?«, rief ich der eilenden Gestalt hinterher. »Wo haben Sie diese tollen Kostüme her? Sie sehen so originalgetreu aus.«

Die Figur hielt kurz an, wandte sich zu mir um, den Fächer – typisch für Sissi – vor dem Gesicht, und dann schüttelte sie nur

den Kopf. Leise sagte sie abweisend: »*No comment!*«, und eilte weiter.

Sie hatte den gleichen energischen Schritt, den man auch der echten Elisabeth nachsagte. Hätte mich nicht gewundert, wenn die Frau in ihrer Maske auch eine gute Reiterin war.

*No comment*, hatte sie gesagt. Wie alle Adelige hatte sicher auch Sissi mehrere Sprachen gesprochen, und da sie, wie ich irgendwo gelesen hatte, oft auch in England geritten war, so beherrschte sie auch das Englische. Etwas ratlos sah ich ihr nach.

Langsam ging ich zu meinem Auto und kam mir abgefertigt vor wie eine Frau aus dem Volke. Ein Gefühl, das ich nicht besonders schätzte, da hochmütige Arroganz eigentlich mein eigenes Privileg war.

Zu Hause angekommen, schenkte ich mir nervös ein Glas Wein ein und sortierte trotz der vorgerückten Stunde meine grünen Pullover neu. Pulloversortieren war eine todsichere Methode, mich zu beruhigen. Ich stellte dabei fest, dass ich drei Stücke in ähnlichen Grüntönen besaß, und rangierte zwei davon vorübergehend aus. Kaschmir durfte bleiben.

Dabei grübelte ich: Woher hatte diese Sissi-Kopie nur diese herrlichen Kostüme? So was kaufte man nicht im Kaufhaus.

Ich streichelte meine Kaschmirpullover zärtlich und erinnerte mich daran, dass ich beim Vorüberfahren in der Ludwig-Erhard-Allee ein etwas heruntergekommenes Gebäude bemerkt hatte, an dem in grellen Lettern »Playhouse« geschrieben stand und darunter die Worte »Kostüme, Masken, Zubehör« oder so ähnlich. Vielleicht hatte die Kaiserin dort eingekauft. Ich würde mir den Laden morgen früh mal ansehen.

Das Geschäft lag in einem absoluten Sanierungsgebiet, wo sich die Expansionslust Karlsruhes austobte. Lediglich der danebenliegende jüdische Friedhof verhinderte, dass jeglicher Baum aus diesem Viertel verschwand. Zwischen schäbigen Dönerbuden und heruntergekommenen Altaxolagern wirkte der Glitzerladen unpassend und unreal. Die gesamte Szenerie erschien ein

wenig unheimlich, und früher wäre ich hier niemals allein herumgelaufen.

Zwei kleine Treppenstufen nach oben, dann empfingen mich im Inneren eines nackten Verkaufsraumes wahllos herumstehende Schaufensterpuppen, deren Gesichter von glitzernden Halbmasken bedeckt waren, Revolverhelden mit Patronengürteln und Feenwesen mit Flügeln. Im Hintergrund waren einfache Regale aufgebaut und standen Kisten auf dem Boden oder auf Paletten.

Ich trat zögernd einen Schritt hinein in die kühle Halle, als ich ein Geräusch hinter mir hörte. Ich fuhr herum und stieß unwillkürlich einen Schrei aus. Vor mir stand ein Mann im Pelzmantel mit langen Locken, einem Schnauzbart und einer Art Kappe, auf der ein fremdartiger Stern eingenäht war.

»Gutteen Taagg!«, rollte er mit Akzent, und als er lächelte, sah ich rechts und links zwei gelbliche lange Zähne, an denen etwas Rotes klebte, das zweifellos Blut sein sollte. Ich wich zurück, Richtung Eingangstür.

»Sie brauchää keine Angst zu haben, ich bin doch nur Vlad, der wahre Graf Dracula.«

»Oh! Nur Vlad. Na dann ...« Ich wurde nervös und suchte die Halle schnell mit den Augen ab. Warum waren hier keine anderen Kunden?

»Ja, Dracula heiße ich, weil ich mich in Rumänien um den Drachenorden verdient gemacht habe. Ich hasse die Türken, denn sie haben meinen Bruder Mircea lebendig begraben. Deshalb habe ich alle Osmanen pfählen lassen, als sie mein Land erobern wollten, und –«

»Es reicht, danke. Ich habe verstanden. Sie hatten kein leichtes Leben.« Ich zog mich Richtung Tür zurück. »Sie vermieten und verkaufen Kostüme?«

Jetzt änderte er die Stimmlage. »Ja, wer mechten Sie denn gerne sein? Wie wärrre äs mit meine Ehefrau, die sich von den Zinnen meiner Burg in den Tod gestierzt hat?« Er näherte sich mir.

»Vielleicht etwas Netteres.«

Der Akzent verschwand wieder. »Dann gebe ich Ihnen unseren Prospekt mit. Snow White und Frankenstein sind im Angebot.« Blitzschnell hielt er einen Flyer in der haarigen Hand, die ein fetter Ring mit einem Stein in Gestalt einer Kröte zierte.

»Danke. Sehr interessant. War eigentlich einmal eine Person bei Ihnen, die Sissi darstellen wollte? Sie wissen schon ...«

Sein dunkles Gesicht verschloss sich. »Sissi. Sehr passend. Sissi!« Er lachte dumpf. »Kann sein, kann nicht sein. Kommen Sie, ich beiße Ihnen in den schönen Hals!« Er lachte fast gutmütig.

Ich begriff jetzt, dass er in seinem scheußlichen Kostüm die beste Werbung für seinen eigenartigen Laden war. »Danke, nein. Heute nicht.«

Beleidigt bleckte er die Blutzähne. »Ich beiße gern schönen Frauen in den Hals.«

»Das kann ich mir vorstellen. Haben Sie Sissi auch in den Hals gebissen?« Flüchtig dachte ich an die dunkle Stelle in ihrem Nacken.

Seine Miene verdüsterte sich. »Hören Sie, der Spaß ist jetzt vorbei. Ich bin ein normal veranlagter Blutsauger. Ich höre so einiges aus der Cosplay-Szene. Mit solchen Leuten will ich nichts zu tun haben. Die leben doch immer gefährlich. Also, brauchen Sie jetzt was oder nicht?«

Ich beschloss, erst einmal nichts zu brauchen, und verabschiedete mich.

Draußen sah ich zwei junge Rabbiner mit ernster Miene zu ihrem jüdischen Friedhof schreiten. Sie lösten das Schloss an dem alten Tor und betraten den grünen Park mit den verwitterten Grabsteinen, die unter hohen Bäumen Frieden gefunden hatten.

Ich ging zu meinem Auto und grüßte freundlich durch das Tor hindurch. »Es ist ein schöner Ort, den Sie hier für Ihre Toten gefunden haben!«

Der Rabbi, ein gut aussehender Mann mit leuchtend blauen Augen, sah mich an: »Wirklich tot sind nur die, an die sich niemand erinnert.« Dann drehte er sich um, nicht unfreundlich, aber endgültig.

Ich dachte, was ich so oft gedacht hatte: wie viel bunter das Leben außerhalb meines ehemaligen luxuriösen Designerhauses in Ettlingen in bester Wohnlage war, als mich nur die Gattin von Dr. Sowieso und die Tochter von Professor XY zum Brunch besucht hatten.

Der Rabbiner hatte recht. Sissi war nicht tot.

Denn jemand erinnerte sich an sie.

Doch seltsamerweise hatte ich kein gutes Gefühl dabei.

\*\*\*

Geert hatte zu meinem Leidwesen nicht vergessen, mich mit eisernen Kugeln ausstatten zu wollen. Wir trafen uns ein paar Tage später also vor dem Karlsruher Rathaus und bahnten uns unseren Weg mühsam durch Baustellenzäune und Bauwagen entlang dem Blumenstand bis zum sogenannten Zirkel, der mit seinen klassizistischen Gebäuden Karlsruhes südliche Innenstadt umschließt.

Das Geschäft, das Boulekugeln vertrieb, hatte ich mir trotz Geerts Beschreibung ganz anders vorgestellt. Ein bisschen bunt und chaotisch mit dem Charme eines französischen Jahrmarktes. Doch dieser Laden war in einem sehr modernen Gebäude in ausgesuchter Lage untergebracht. In der Nähe befanden sich zwei teure Galerien. Ein durchaus nobler Standort für Zauberartikel und Jonglierbedarf.

In den blitzblanken Schaufenstern leuchteten mit LED-Lämpchen die Worte »Magic and Wonder« auf, darunter schwenkte eine Art moderne Kasperlefigur eine badische Fahne, auf der »Event« und »Fun« und »Kids« geschrieben stand.

Im Inneren erwartete uns ein überaus buntes Sortiment an Dingen, die ich zumindest in dieser Zusammenstellung noch niemals gesehen hatte. Da gab es Keulen aller Art, zum Jonglieren offenbar, Bälle jeder Größe, darunter auch solche, die schlaff an der Wand kleben blieben, wie mir Geert demonstrierte. Dann Wurfscheiben, Kreisel, Kasperletheater, Zauber-

stäbe, herumkullernde Augäpfel sowie schimmernde Dinge, deren Sinn ich nicht zu erkennen vermochte.

»Fidget Spinner«, sagte Geert und lachte. »Mit nix Geld machen, prima!«

Ich sah mich um. Es war wirklich ein Harry-Potter-Universum mitten in Karlsruhe.

Eine sehr schmale, fast dürre Frau mit kurz geschnittenem dunklen Haar, schwarzen Knopfaugen und spitzer Nase kam mit dem typischen fragenden Blick der Verkäuferinnen auf uns zu. »Kann ich helfen?«

»Wir möchten für diese nette Dame hier Boulekugeln kaufen. In der Hoffnung, dass sie süchtig wird.«

»Bitte kommen Sie mit!« Kein Lächeln veränderte die Züge der Dürren. Sie sah etwas zu verkniffen aus, um in einem Laden zu bedienen, der pures Vergnügen versprach.

»Ein interessantes Geschäft«, bemerkte ich. »So ungewöhnliche Dinge. Sind Sie die Inhaberin?«

Sie verzog ein wenig die Mundwinkel und sah zu Geert hinüber. Der nickte ihr aufmunternd zu. Offenbar kannten sich die beiden. »Nein«, sagte sie kurz. Das »leider« schwang ungesagt mit.

»Der Laden gehört ja meinen Chefs, Leonie und Stefan Buchmüller. Wir, vielmehr sie, haben ihn gemeinsam aufgebaut. Manchmal nehmen sie sich beide frei, und dann darf ich ›Haribo‹ sein.« Und ganz unpassenderweise intonierte sie falsch: »Kinder und Erwachsene ebenso!« Es klang aus ihrem Munde eher wie ein Hexengesang. Es war wohl besser, sie wurde nicht auf Kinder losgelassen.

Geert und ich starrten sie erstaunt an. Schließlich räusperte ich mich. »Und das funktioniert? Ein Ehepaar, das einen Laden gemeinsam führt?«, erkundigte ich mich.

Ich hätte mit keinem der Männer in meinem Leben zusammen arbeiten wollen. Außer vielleicht mit Hagen, der Seiten und Leidenschaften in mir geweckt hatte, von denen ich nicht gewusst hatte, dass es sie gab. Zu einem bestimmten Zeitpunkt unserer Beziehung hätte ich alles mit ihm gemacht.

»Die Buchmüllers sind kein Ehepaar. Sie sind Geschwister.« Sie warf einen kurzen Blick in Geerts Richtung, als sei er für diese Tatsache verantwortlich.

»Dann mag es gehen«, meinte ich, doch auch da hatte ich meine Zweifel. Das, was ich aus meinem früheren Leben über Geschwister wusste, gehörte eher zum Familientherapeuten als in eine gemeinsame Firma.

»Es liegt den beiden im Blut. Das Milieu, meine ich. Ihr Vater war ein ... eher unbekannter Schauspieler, und die Mutter hat auch gesungen und geschauspielert. Auf kleinen Bühnen.«

Trotz ihres leicht abfälligen Tons sah ich eine bunte Kindheit vor mir. Dennoch würde ich an Buchmüllers Stelle nicht unbedingt wollen, dass meine Mitarbeiterin jedem erzählte, aus welchem Stall ich kam.

»Interessant.«

Die Dürre zuckte die Achseln. »Nicht immer leicht, denke ich. Sie sind bei einer Tante in Beiertheim aufgewachsen. Sie wollten den Laden sogar erst nach ihr benennen. Teller's. Aber das hört sich nicht gut an. Klingt nach Kneipe.«

Sie kam hinter der Theke hervor und streifte dabei eine Pinnwand, wie sie mit Urlaubsfotos der Mitarbeiter bestückt häufig in Büros hängen. Ich hatte das immer irgendwie traurig gefunden. So wie Leben-nur-einmal-im-Jahr. Eine Karte mit viel Schnee darauf segelte herunter.

»Moment ...« Die Dürre bückte sich. »Die Chefin verbringt den Februar jedes Jahr im österreichischen Fieberbrunn. Den Skiurlaub gönnt sie sich einmal im Jahr. Und immer schreibt sie uns. Das ist die diesjährige Ansicht.« Ohne echte Begeisterung hängte sie die Karte wieder auf.

Wir gelangten in eine entlegene Ecke des Ladens. Neben Softbällen und Tischtennisschlägern sowie einem elektronischen Dartboard war ein Regal für Boulezubehör reserviert. Die Frau zog eine Schublade auf. Geert blickte hinein, und seine Augen leuchteten, als habe er ein Angebot mit knappen Spitzendessous vor sich.

Jetzt fand eine fast exotische Prozedur statt. Meine wider-

strebende, leicht feuchte Hand wurde von ihrem sehr trockenen, energischen Griff in eine Plastikschaablone gelegt. »Nein, richtig reinlegen! Moment, ich hab mich am Daumen verletzt, ich nehme die andere Hand.«

Jetzt sah ich, dass sie ein Pflaster am rechten Daumen trug. »Geschnitten?«

»Nein, ein Rosendorn. Wie im Märchen.«

Sie beugte sich über meine Hand und studierte die Linien und Zahlen auf der Schablone, die sie lautlos ablas. Und schweigend, wie bei solchen Herrschaftswissen voraussetzenden Prozeduren üblich, begab sie sich zu einem Schrank, in dem glänzende Kugeln lagen.

»Ich würde sagen, eine siebzig. Und eine sechshundertneunziger.«

Mein Begleiter nickte. Ich nickte auch, obwohl ich kein Wort verstand. Nur, dass die Kugeln achtzig Euro kosteten, was sie als Grundausstattung für ein sportliches Hobby recht preiswert erscheinen ließ. Zumindest wenn ich es mit den Investitionen verglich, die mein erster Mann und ich für die gesellschaftlich relevanten Sportarten wie Golf, Tennis oder Reiten ausgegeben hatten. Allein die passende Kleidung hätte einen Kleinwagen finanziert. Unbequeme Hosen, affige Polohemden, teure Schuhe.

Als die Dürre die Rechnung schrieb und einen Garantieschein ausstellte, sah ich mich noch einmal genauer in dem Laden um. Wäre er nicht in einem solch modernen Gebäude untergebracht gewesen, hätte man wirklich meinen können, die Schüler eines Zauberinternates würden hier ihre Unterrichtsmaterialien erstehen.

»Haben Sie viel Kundschaft?«, fragte ich beiläufig.

»Oh ja. Wir haben in Karlsruhe und Umgebung eine Marktlücke gefüllt!«, erklärte uns die Verkäuferin mit mehr Stolz, als die Frage erforderte. »Außerdem veranstalten wir häufig Zauberpartys und Spielenachmittage für Kinder, Ballnachmittage mit Jonglieren und so weiter, auch für die KSC-Nachwuchstalente. Über Arbeit können wir uns nicht beschweren. Wir haben einen guten Ruf.«

Es war offensichtlich, dass sie den Laden liebte. Man konnte nur hoffen, dass ihr das Engagement gedankt wurde. Ich dachte an Yvonne und den Nacht-Secondhand. Und beschloss, trotz der Sympathie für meine gebildete Freundin bald dort aufzuhören. Es war nie gut, Energie in etwas zu stecken, das einem nicht gehörte.

»Interessanter Ort«, meinte ich, als wir draußen auf der Straße standen.

Geert lachte. »Ja, ein überflüssiges Hohelied der Freizeitgesellschaft. Gehen wir noch einen Kaffee trinken?«

»Ich hätte eigentlich Hunger.«

»Oh, das hatte ich gar nicht zu hoffen gewagt. Pizzeria an der Stephanskirche. Man sitzt so schön. Und die Schickeria vom Ludwigsplatz ist weit weg.«

Wir fanden einen Platz, und wie immer bestellte ich mir einen Salat. Wie immer hätte ich das Dressing besser machen können.

Als ich fertig war und auch Geert seine Pizza vernichtet hatte, schob ich den Teller von mir weg und hin zu der ersten Wesppe des Jahres.

»Und das ist also der einzige Boulekugelladen in Karlsruhe?«

Geert sah schuldbewusst drein. »Nein. Es gibt tatsächlich noch einen in Durlach.«

»Das wäre für mich näher gewesen. Schwindler.«

»Ja ...« Er schien zu überlegen. Dann ging ein Ruck durch seinen kräftigen Körper. »Aber der gehört nicht meinem ehemaligen Schwager.«

»Wie bitte?«

»Meine Schwester Antje war mit Stefan Buchmüller verheiratet. Sie sind seit drei Jahren geschieden, aber noch gute Freunde.«

»Ach so.« Wer's glaubt.

»Ja, meine Schwester ist Übersetzerin für Niederländisch. Liegt uns irgendwie im Blut. Irgendein Vorfahr kam von dort. Vermeer, Sie verstehen? Stefan und Antje haben sich schon in der Tanzstunde kennengelernt. Es war eine Jugendliebe, doch dann hat –«

»Er sie betrogen!«, stellte ich sachlich fest. »Sportlicher, gut aussehender Sportlehrer, nette Kollegin, und sie hockt mit den Kindern zu Hause ...«

»Leider Fehlanzeige. Sie hat *ihn* betrogen. In einer Sommernacht in Amsterdam. Sie hatte einen Kunden dort besucht. Abends war sie in einem riesigen, anonymen Hotel untergebracht. Antje ist sehr ängstlich und anlehnungsbedürftig, aber da hat sie sich abends an der Bar wohl einmal zu eng angelehnt. Eine Affäre für eine Nacht. Sie hat es Stefan gebeichtet, und für ihn war Ende. Er ist sehr stolz. Ich glaube, sie hat dieses kleine Techtelmechtel oft bereut.«

»Wie gut ich das verstehe! Kinder?«

»Ein Sohn. Der Lukas blieb zunächst bei ihm, befindet sich aber zurzeit als Gastschüler in Frankreich. Stefan hat damals nicht mit sich reden lassen. Er ist extrem stur, aber ich mochte ihn eigentlich immer gerne. Er spielte gern und hatte einen guten Humor, musste er ja schon rein beruflich, und konnte, wenn er sich danach fühlte, mit viel Spaß den Clown geben.«

»Clowns können bekanntlich auch weinen«, sagte ich achselzuckend.

Er seufzte. »Doch man kann hoffen. Stefan und Antje nähern sich gerade wieder an.«

Ich warf einen Blick auf meine kleine Breitlinguhr. »Zahlen wir?«

»Darf ich dich einladen?«

Ich stand auf, raffte meine FredsBruder-Tasche zusammen und lächelte auf Geert hinab. »Ich hatte nichts anderes erwartet.«

\*\*\*

Tom musterte meine neuen Kugeln nur flüchtig. »Ich persönlich glaube nicht, dass Boule der richtige Sport für dich ist«, sagte er, und wie immer klangen seine Sätze ein wenig wie abgeschlossene Denkprozesse, was sie ja wohl auch waren.

»Und warum nicht?«

Ich stand wie eine Statistin in seiner superordentlichen und natürlich höchst funktionalen Küche, die an ein Labor erinnerte. Irgendwann hatte ich einmal einen Topf mit blühendem Rosmarin mitgebracht. Angeblich hatte er ihm gefallen. »Du bringst Farbe in mein Leben, Swentja!«, hatte er die Gabe kommentiert. Doch nach zwei Wochen war der Topf samt Grün verschwunden. Ich hatte nicht gefragt, warum und wohin. Aber mit ihm war auch die Farbe verschwunden.

»Weil Boule Konzentration erfordert. Keine Geselligkeit. Man steht da und fixiert sein Ziel. Ganz alleine. Das kannst du nicht. Dafür bist du zu flatterhaft.«

Ich sagte nichts dazu. Frauen, die genauso gut rechnen können wie sie, machen Männern nämlich Angst. Doch könnte ich nicht denken, nicht fixieren und nicht rechnen, säße Tom gewiss nicht hier mit mir.

Er schälte den Spargel mit einer beneidenswerten Präzision. Ich beobachtete seine geschickten Hände und wie sie das Schälmesser hielten. Er hätte damit jemanden sezieren können.

»Ich bin gespannt, ob ich diese Sissi-Gestalt wiedersehe«, bemerkte ich, um die Unterhaltung in Gang zu bringen.

»Swentja, du solltest dich da heraushalten«, sagte er ernst. »Karlsruhe wirkt an der Oberfläche so bieder, doch auch hier gibt es, wie soll ich sagen, Gruppen, die nachts ein schillerndes Leben führen.«

Ich sah ihn erstaunt an. Ausgerechnet er sprach über schillerndes Nachtleben. »Was denn für Gruppen, Tom?«

Er schien verlegen. »Was weiß ich ... Schwule, die in Leder gehen. Paare, die zu Streichelpartys unterwegs sind. Leute, die sich als Kaiserinnen verkleiden, können ebenso gut verrückt sein. Denk an diese Horrorclowns zu Halloween. Ich halte so etwas für gefährlich. Möchte keinem nachts begegnen.«

Ich sah zwar nicht, wie Sissi mich zu Tode erschrecken sollte, außer vielleicht mit ihrer perfekten Figur, aber ich wertete seine Worte als Zeichen seiner Sorge um mich.

Yvonne nahm es gelassen hin, dass ich spätestens im Sommer aufhören wollte, in ihrem Laden zu arbeiten. »Ich verstehe dich. Mal schauen, ob ich jemanden finde, sonst sind die Freitagabende eben gestorben.«

Sie schenkte sich Tee ein, zündete eine Räucherkerze an, setzte sich mit verschränkten Beinen in einer Weise hin, die ich mir für mich niemals vorstellen könnte, und lud mich ein, mit ihr im Hier und Jetzt zu sein. Sie war authentisch in dem, was sie tat, und sie bekam mir gut.